GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Lieber arm dran, als Arm ab? Transkript des Vortrages durch Mirjam Mirwald, Marius Zierold und Danilo Vetter

Vernaldi, Mathias

2005

https://doi.org/10.25595/4551

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Vernaldi, Mathias: *Lieber arm dran, als Arm ab? Transkript des Vortrages durch Mirjam Mirwald, Marius Zierold und Danilo Vetter*, in: Bulletin Texte / Zentrum für Transdisziplinäre Geschlechterstudien / Humboldt-Universität zu Berlin (2005) Nr: Doppelausgabe 29+30, 155-160. DOI: https://doi.org/10.25595/4551.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Bulletin Texte 29+30

Armut und Geschlecht



Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien
www.gender.hu-berlin.de

Mathias Vernaldi

Lieber arm dran, als Arm ab?

Transkript des Vortrages durch Mirjam Mirwald, Marius Zierold und Danilo Vetter[1]

Ich werde versuchen, die geschlechtliche Sozialisation für behinderte Menschen darzustellen, besonders im Umfeld von Schule und Ausbildung. Ich möchte mit einem Graffitispruch beginnen, der vor ca. 25 Jahren öfter zu lesen war und sicherlich auch in diesen Räumen irgendwo stand, der Spruch lautete: „Lieber arm dran, als Arm ab“, und er kam aus der Friedensbewegung, wo das Ideal der Armut gegen das Ideal der körperlichen Unversehrtheit aufgewogen wurde.

Behinderung, Armut und Geschlecht hat sehr deutliche Bezüge aufeinander - auf jeden Fall statistisch. Armut ist jenseits von finanziellen und anderen Bezügen immer auch die Einschätzung der eigenen Gesamtsituation. Die Gruppe behinderter Menschen wird gerne als arm gesehen – „Du Armer“ – in dem Sinne, dass sie bedauernswert, hilfsbedürftig und passiv ist. Je mehr Hilfen gesellschaftlich für eine Gruppe von Menschen zur Verfügung gestellt werden, desto eher kann es passieren, dass diese Gruppe das Stigma der Armut und Bedürftigkeit, der Passivität trägt. Ich fordere selber im Behinderten Beirat und an anderen Stellen diese Hilfen selbstverständlich immer wieder ein - trotzdem ist es ein zweischneidiges Schwert.

Als wir unsere Beratungsstelle „Sexybilities“ gegründet haben, sind wir davon ausgegangen, dass Behinderung und Sexualität eine Klammer hat. Diese Klammer heißt Behinderung und wird gesellschaftlich als sexuell und sozial unattraktiv empfunden. Und die Armut behinderter Menschen diesbezüglich besteht in weiten Teilen darin, dass sie als Sexualobjekt nicht in Frage kommen oder zumindest nur im Zusammenhang mit sexuellem Missbrauch. Dieser Missbrauch findet immer dort statt, wo starke Abhängigkeitsverhältnisse vorhanden sind und auch kaum durchbrochen werden können. Deswegen findet sexueller Missbrauch behinderter Frauen – mitunter, aber wesentlich seltener, auch Männer in homosexuellen und heterosexuellen Zusammenhängen – in Einrichtungen statt oder in Familienzusammenhängen, die ganz fest sind und deren Stabilität zum großen Teil mit der schweren Behinderung der Person, die missbraucht wurde, aufgebaut wurde oder gehalten wird. Ich möchte mich aber hier nicht mit Missbrauch beschäftigen, da das den Fokus erneut auf eine asexuelle, zumindest lustfeindliche Sicht festlegt.

Behinderte Menschen haben in der Ausbildung ihres sozialen und auch ihres körperlichen Geschlechts oft mehr Probleme und geraten öfter an diskriminierende Tatbestände als nicht behinderte Menschen. Besonders Frauen sind in diesem Zusammenhang häufiger, intensiver und auf verletzendere Art und Weise davon betroffen als Männer.

Ich denke, dass die Würde eines Menschen auch darin besteht, wie er gesellschaftlich seinen sexuellen Wert definieren kann. Das wird zwar in frauenrechtlichen Zusammenhängen oft bestritten oder zumindest sehr problematisiert, in der Realität

[1] Dieser Beitrag ist die Überarbeitung der Transkription, des Vortrages von Matthias Vernaldi.

auf dem Schulhof sehe ich das allerdings anders. Die „Alphas“ sind immer noch die, die ihre Sexualität offen kommunizieren können und die somit ein hohes Begehrtheitspotential haben. An dieser Stelle fällt es behinderten Jugendlichen oft sehr schwer, Sexualität überhaupt zu kommunizieren. Es ist bis heute nicht so, dass diese Leute sagen: “OK, ich habe ein verzogenes Gesicht oder Speichelfluss, ich habe Spasmen, ich habe eine Hühnerbrust oder was es noch für Maßgaben gibt, deshalb gerate ich in Probleme mit meiner sexuellen Identität.“ Nein, hier wird krampfhaft das Normalitätsprinzip hochgehalten, das heißt, dass behinderte Jugendliche in den meisten Fällen nicht darüber reden wollen, dass sie als nicht-attraktiv empfunden werden, und dass sie sich dann natürlich selbst als nicht-attraktiv empfinden. Diese Thematisierung gibt es nicht und wenn du ihre Zukunftspläne hörst, dann gibt es eigentlich dieselben Szenarien wie bei anderen auch. Das hat immer mit Familie, Karriere und ähnlichem zu tun – und das eben dann je nach dem Blickpunkt und der Schwere der Behinderung. Es gibt kaum eine Fantasie und kaum eine andere denkbare Möglichkeit für Lebenskonzepte, die sich jenseits dieser „Eigenheim-Mann-Frau-Kind-Idylle“ befinden. Das findet bei behinderten Menschen, würde ich behaupten (ich habe da keine statistischen Daten, sondern nur so was ich erlebe, höre und mitkriege), sogar in noch stärkerem Maße statt als bei nicht behinderten Menschen. Eine 16-jährige Schülerin, die nicht behindert ist, die kann viel eher sagen: „Ich bin lesbisch“ oder „Ich habe überhaupt keine Anwandlungen Kinder zubekommen“. Es finden andere Biographieentwürfe außerhalb der „Normalität“ als bei behinderten Jugendlichen statt. Das hat mit dem Drang zur Normalität zu tun, weil das „außerhalb-der-Normalität-stehen“ in so einem starken Maße schon vorgegeben ist.

Es gibt ja nicht nur zwei Geschlechter, sondern eine Vielzahl davon – schon allein die Geschlechtsmerkmale außerhalb anatomischer und körperlicher Gegebenheiten sind ja relativ vielfältig. Deswegen sagt man ja auch gern, dass sie männlich und weiblich konstruiert sind. Die Transgender-Thematik führt uns vielleicht am nähesten an die schwierige Wirklichkeit, wo man sagen könnte, „ich habe eine Sexualität“, die aber nicht auf alle Zeit gleich und in feste Parameter geschrieben sein muss.

So eine Diskussion ist für behinderte junge Menschen noch sehr viel problematischer. Sie sind ja schon froh, wenn sie eine Sexualität zugesprochen bekommen. Diese allerdings noch außerhalb der vorgegebenen ausgeklügelten Rollenbilder zu denken und darüber hinaus auch noch auszuprobieren, ist in vielen Fällen fast unmöglich.

Ich denke weiterhin, dass im verstärkten Maße Behinderung und Sexualität in der öffentlichen und allgemeinen Wahrnehmung fast ausgeschlossen sind.

Das kommt von verschiedenen Traditionen her. Behinderten wurde schon immer Sexualität abgesprochen, zumindest sobald sie in Anstalten verwahrt wurden (das ist ja auch noch nicht so lange her). Vorher gab es Behinderte als Gruppe auch gar nicht. Es gab „Lahme“, es gab „Blinde“, es gab „Idioten“ oder was auch immer, aber es gab nicht die Behinderten als Gruppe. Sie waren, wenn es gut ging, in den Familienverbänden oder der Nachbarschaft aufgehoben. Wenn es aber schlecht ging, waren sie auch dort relativ ausgesondert und rechtlos und eine Sexualität wurde ihnen schon gar nicht zugestanden. Es hat aber in Bezug auf Sexualität eine Liberalisierung stattgefunden, es hat auch eine Sexualisierung stattgefunden, was aber nicht das gleiche ist. Die Sexualisierung der Öffentlichkeit, die einhergeht mit einer immer

stärker werdenden Bilderflut (man denkt immer, es könne ja gar nicht mehr werden, aber es wird ja mehr), führt dazu, dass der Blick des Begehrens (ich rede hier als Mann – und den Blick kann ich nicht ablegen –, es gibt sicherlich auch einen weiblichen Blick) immer mehr ein idealisierter, immer weniger ein konkreter Blick ist. Sexuelles Begehren richtet sich immer weniger auf konkrete Menschen, sondern immer mehr auf äußerliche Attribute. Das Begehren wird auf idealtypische Körperlichkeit gelenkt, und Sexualität grenzt immer mehr an eine seltsame Mischung aus Wellness, Fitness und Event. Diese ist wiederum verbunden mit jugendlichen, schönen Körpern, offenen starken, Menschen und nicht mit Menschen wie mir oder mit Leuten, wie sie hier gerade so sitzen. Also nicht mit konkreten Menschen mit konkreten Körpern, die meist von dem idealtypischen Körper abweichen.

Das Problem mit Sexualität, das behinderte Menschen haben, ist auch ein Problem, was allgemein in unserer heutigen Gesellschaft besteht. Behinderte Menschen haben es aber auf eine Art und Weise, die sie nicht von sich weisen können. Sie sind so deutlich neben der Norm, was ihre Körperlichkeit angeht. Andere können immer noch versuchen, einen Eingriff in Richtung Schönheitschirurgie, in Richtung Fitnessstudio oder ähnliches zu machen, um sich der Norm zu nähern, die diesem Ideal entspricht.

Zurück zum Schulhof. Es gibt sehr paarungsrelevante Sekundärbedingungen, die die Sozialisation zur Geschlechtlichkeit und zur sexuellen Identität begleiten. Es lässt sich schwer einfordern, dass behinderte Menschen oder behinderte Körper ins Begehrensschema passen, aber es lassen sich Begleitumstände einfordern, die ganz allgemein was mit Partizipation, Integration und Autonomie zu tun haben. Diese drei Vorraussetzungen betreffen nicht nur behinderte Menschen, sondern sind in der gesamten Diskussion um Armut zentral. Ich denke, ein Mensch, der autonom sein kann, der Bedeutungshoheit über sich selbst hat, der soweit integriert ist, dass er an den allgemeinen Werten teilhaben kann, der ist in meinen Augen nicht mehr arm. Und zwar unabhängig davon, was er auf dem Konto und welchen Bildungsstand er hat.

Aber genau diese Autonomie zu garantieren und zu ermöglichen, ist in konkreten Handlungen nicht so einfach. Sicherlich gibt es bereits einige politische Rahmenbedingungen, auf die es zu achten gilt, aber Autonomie und Selbstbestimmung hat in Bezug auf behinderte Menschen sehr viel mit Assistenz zu tun, dass es also Hilfe gibt, die die Nachteile annähernd ausgleicht, die durch die Behinderung erwachsen. Diese Assistenz ist meist auch vom Ansatz her nicht problematisch, wenn es um körperliche oder wahrnehmungsmäßige Nachteile geht. Blindheit, Taubheit, eingeschränkte Beweglichkeit auszugleichen, ist häufig nicht so problematisch; wenn es aber in die pädagogische Richtung geht, kann es schon schwieriger werden. Denn die wenigsten Helfenden auf diesem Gebiet verstehen sich so ohne weiteres als die, die den Willen der Person umsetzen, der sie helfen. Das liegt unter anderem an der Frage, wie artikuliere ich meinen Wunsch nach Hilfe, wobei sich das Problem in Bezug auf geistige Behinderung besonders deutlich zeigen lässt, da AssistentInnen in diesen Fällen immer sehr pädagogisch vorgehen. Solange die, die etwas benötigen, noch im Schulalter sind fällt, das nicht so auf. Wenn sie dann 30 oder 40 Jahre alt sind, wird das, denke ich, immer problematischer. Assistenz ist u.a. nötig, damit Menschen überhaupt eine integrative Schule besuchen können, und vom Konzept der Schule her ist es nötig, dass man mit einem Personalangebot darauf eingeht. Dieses Eingehen

wird heute auch schon oft im Zuge der Einsparungen unterlassen: So gibt es integrative Klassen, in denen eben keine zusätzliche Lehrkraft mehr da ist, und es ergeben sich häufig Situationen, in denen zum Beispiel zwei geistig Behinderte in der Klasse sitzen und im Grunde genommen die Beschulung an ihnen vorbeigeht. Die Lehrerin setzt sich vielleicht mal zehn Minuten zusätzlich mit ihnen hin, während die anderen sich mit etwas anderem beschäftigen. Das sind Beispiele, bei denen eigentlich nicht mehr von einer Integration gesprochen werden kann. Die Integration von Körperlichkeit und letztendlich von Sexualität und Sexus – also Geschlecht – ist, denke ich, in integrativen Schulen noch nicht thematisiert. Das fängt beispielsweise beim Sportunterricht an. Die Diskussionen, die zurzeit über islamischen Mädchen geführt werden, sind in Bezug auf behinderte Schülerinnen und Schüler meistens kein Thema, da denkt man sich eben was anderes aus. Des Weiteren sind auch der Sexualkundeunterricht und der Biologieunterricht insgesamt immer noch meilenweit davon entfernt, die Themen anzusprechen, die jenseits von irgendwelchen anatomischen Sachen liegen. Ich weiß nicht genau, ob das eine Aufgabe der Schule ist, das überhaupt zu leisten oder ob da andere Dinge greifen müssten. Denn trotz der Liberalisierung der Sexualität entwickelt sich keine „sexuelle Kultur“, die zur Ausprägung von Geschlechtsidentität sonderlich hilfreich ist. Hier stecken wir noch in derselben Phase wie vor 50 Jahren. So findet ein Wissenstransfer über Sexualität fast ausschließlich in altersgleichen Kreisen statt, ergänzt wird dieses Wissen durch Leitbilder im Fernsehen und in der Natur sowie in den Familien. Das Ganze ergibt dann entweder einen positiven oder negativen Entwicklungsbackground in Bezug auf die Entwicklung der sexuellen Identität.

Ein Vater aus Schleswig-Holstein, der mich in der Beratungsstelle anrief, der sagte: „Meine Tochter ist seit vier Jahren querschnittsgelähmt, ich denke, sie hat Riesenprobleme, aber was soll ich machen – ich kann gar nicht mit ihr darüber reden.“ Er hat also anstelle seiner Tochter die Beratungsstelle in Berlin angerufen, und im Grunde genommen stehe ich dann als Berater genauso hilflos da wie dieser Mann, weil sich in der Beratungsarbeit keine pauschalen Ratschläge geben lassen. Ich frage mich allerdings, ob dieser Mann sich über die sexuelle Sozialisation seiner Tochter in ähnlicher Weise Gedanken gemacht hätte, wenn sie nicht behindert gewesen wäre – also wenn sie nicht im Rollstuhl sitzen würde. Oder ob er eine typische Vaterrolle einnehmen würde, die heute immer noch ein ganzes Stück aus Bewachen und Disziplinieren besteht oder mitunter auch einer gewissen Gleichgültigkeit, die zur Schau gestellt wird.

Mobilität, was auch mit dem „Mitteilhaben“ zu tun hat, ist ein zentrales Thema; es spielt unter anderem in der Partnerfindung eine wesentliche Rolle. Ich bin immer noch auf dem Schulhof: Also man fährt nachmittags ins Einkaufscenter und man „hängt dort ab“, trifft sich im Park oder im Freibad, man verabredet sich zumindest spontan nach der Schule. Oder trifft diese Verabredung per Handy, wobei viele Behinderte das Handy häufig benutzen. Die Schwierigkeit besteht nicht im Verabreden, sondern in der damit verbundenen Spontanität, denn die Aufforderung „komm doch einfach rüber ins Outlet“, stellt für Behinderte ein gravierendes Problem dar, vor allem, wenn sie dabei noch auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen sind oder auf die Benutzung eines Fahrrads. Für diese Fälle ist das Angewiesensein auf einen Rollstuhl oder eine Gehbehinderung, Blindheit ein Hindernis. Eine Teilhabe an den „normalen“

Freizeitaktivitäten der Peer Group ist in vielen Fällen nicht möglich. Dieser Teilhabeausschluss verschärft sich, je älter diese Behinderten werden. Im Teenageralter kommt dann der Anruf: „Ey, meine Alten sind weggefahren, ich hab sturmfrei – kommt doch rüber, ich mache eine Party!“ Selbst wenn du dann „rüberkommst“ und die Wohnung liegt im dritten Stock, ist die Party schon wieder vorbei, und selbst wenn die anderen Freundinnen und Freunde relativ kräftig sind und den Rollstuhl die Treppen hochbringen, der Weg wieder herunter nach mehreren Flaschen Sekt könnte sehr gefährlich werden. Meist sind aber die Gegebenheiten und Zusammenhänge doch so, dass die behinderte Mitschülerin, der behinderte Mitschüler gar nicht so fest in der Peer Group integriert ist. Das ist die Erfahrung vieler behinderter Mädchen und Jungen, die sagen: „Ja, zum Quatschen bin ich immer fantastisch, aber wenn es darum gehen soll eine Affäre zu haben oder sonst was, das geht nicht“. Und auch aus dieser Erfahrung heraus fallen Menschen mit Behinderung aus diesen Gruppen heraus.

Eine andere Form der Aussonderung findet in Orientierung an gesellschaftlichen Rollenbildern statt. So wird einem Menschen im Rollstuhl einfach nicht zugetraut eine Familie zu ernähren. Wobei sich bei Frauen die Aussonderung noch viel massiver darstellt: „Du kannst nicht Mutter sein.“ Dabei stellt das „Muttersein“ in unserer Gesellschaft ein mögliches Zentrum geschlechtlicher Identität dar. Selbst wenn eine junge oder ältere Frau sagt „Ich will keine Kinder haben“, dann basiert diese Feststellung auf einem „Mutter-sein-können“, und das ist etwas anderes, als wenn gesagt wird: „Du kannst ja sowieso keine Kinder haben.“ Diese Aussage ist dann meist der Punkt, an dem behinderte Frauen am verwundbarsten sind.

Viele nichtbehinderte Frauen können das kommunizieren und mit sich im Einklang sein. Es gibt ja auch viele soziale Konstrukte, durch die sie dann trotzdem Mutter sein können. Vielleicht nicht mit leiblichen Kindern, aber innerhalb der Verwandtschaft oder wie auch immer, auch die Medizin kann hier eine Menge leisten. Bei behinderten Frauen hingegen ist es von der Umgebung her ein riesiges Problem. Geistig behinderte Menschen wünschen sich zum Beispiel sehr oft Kinder. Sie brauchen das mitunter auch als Aufwertung ihres Status’. Sowohl das Elternhaus als auch die soziale und pädagogische Umgebung sagen aber: „Das geht nicht, das wäre ja die Katastrophe, also Sex dürft ihr gerne haben, aber um Gottes willen keine Kinder“. Das führt dahin, dass es zum Beispiel sehr viele so genannte liberale Wohngruppen für geistig behinderte Menschen gibt, in denen auch sozialpädagogische Konzepte angewandt werden, wo man der Sexualität sehr offen, fördernd und beratend gegenübersteht.

Es gibt, wie bereits genannt, einige Begleitforderungen, wie Assistenz, Mobilität und Kommunikation an sich, die in Bezug auf Behinderung und Armut wichtig sind, um Teilhabe erst zu verwirklichen. Es gibt aber im primären Bereich nichts, was man in dem Sinne politisch fordern könnte. Es lässt sich nicht wie eine Rampe am Bahnhof einfordern, dass ein behinderter Mensch als Partner in Frage kommt.

Was wir in den Beratungen zu tun versuchen ist, dass sich die Situationen der Menschen in der Beratung widerspiegeln. Erst wenn sie sich dessen bewusst sind, können Möglichkeiten erkannt werden, die in diesen individuellen Situationen liegen. Es geht in den meisten Fällen nicht darum, Mann, Frau, und Kinder oder ein hyperaktives Sexleben zu haben, sondern es geht darum, die eigene Identität mit ihrem

eigenen Lustpotential, das immer auch Schmerzpotential ist, auf irgendeine Weise authentisch weiterzuentwickeln.

Die Sache mit der Authentizität ist natürlich auch konstruiert, da es immer verschiedene Angebote gibt, auf die man je nach dem reagiert. Es gibt immer auch verschiedene Potentiale und was gerade im Vordergrund steht, wird eben weiterentwickelt. Ich denke, das wichtigste ist, dass Menschen sich ihrer eigenen Bedürfnisse und Kräfte, die sie haben, bewusst werden und dass sie damit etwas machen. Das heißt nicht, dass sie von nun an strahlende Sieger in ihrem eigenen Leben und in ihrer Umgebung sind und dass es ihnen von nun an gut geht, sondern es geht lediglich darum, dass sie reflektierter und offener mit ihrer Situation umgehen können. Es ist wichtig, dass sie überhaupt erst beginnen dazu zu stehen, sexuelle Wesen zu sein und dass sie versuchen, das auch umzusetzen.

Ja gut, das ist vielleicht noch so ein Fokus, den ich eventuell hätte voranstellen müssen. Armut ist nicht gut, wenn sie von den Armen als solche herausgestellt wird. Denn wenn ich sage, ich bin ein „Armer“, dann beraube ich mich der Potentiale, die ich habe. Es sein denn, ich will immer auf der Mitleidsschiene fahren und eine bestimmte Versorgung rausschlagen. Ganz im Gegenteil, und das habe ich gemeint, als es darum ging, eigene Potentiale zu entwickeln, zu schauen wo mein persönlicher Reichtum liegt und nicht zu gucken was alles nicht geht.

Ich denke, Sexualität ist heute ein Gut geworden, wenn nicht sogar ein Produkt. Es gibt sexuelle Armut und die sozial Armen sind meist auch sexuell arm. Ich denke, behinderte Menschen sind sexuell arm, weil sie nicht unter den Maßgaben von Attraktivität, also als unattraktiv wahrgenommen werden. Sie müssten das nicht bleiben, wenn sie den Reichtum ihres eigenen Lebens erkennen und entwickeln würden. Bei der Armutsbekämpfung kommt es auch immer darauf an, die Armen nicht mehr arm sein zu lassen in dem Sinne, dass sie in die Lage versetzt werden oder sich in die Lage versetzen, handlungsfähig zu sein – das meine ich mit Reichtum.